

Lebenslagen – Lebensentwürfe – Lebensentscheidungen.

Weichen stellen für eine geschlechtersensible Pastoral mit jungen Frauen und jungen Männern

Differenz in den Identitäten – Gleichheit in der Gerechtigkeit

1. Einführende soziologische Streiflichter

Work-Life-Balance? Hat das ein Mann erfunden? In meiner Branche ist das wirklich nicht vereinbar. Ich sehe es ja mit meinen eigenen Augen: Frauen mit einem spitzenmäßigen Lebenslauf verschwinden mit einem Babybauch in eine ultrakurze Karenz und kommen als Halbtagskraft zurück. Gestresst zwischen unflexiblen Kinderbetreuungszeiten und Chefs, die darauf bauen, dass Teams immer verfügbar sind. Will ich wirklich so eine Mutter werden? Oder fast noch schlimmer: so eine Chefin? Lange habe ich für die Entscheidung nicht mehr Zeit. (Generali-Werbung: „Echte Geschichten“¹)

Die Frage, wie sie Beruf, Familie und persönliche Interessen unter einen Hut bzw. in eine gute Balance bringen können, ist eine der entscheidenden Lebensfragen, die sich junge Frauen und Männer heute stellen. Das Themenfeld der Vereinbarkeit und damit verbunden die Aufteilung bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Care-Arbeit erweist sich sogar in vielerlei Hinsicht als Nagelprobe für die Entwicklung der Geschlechterrollen, da sich hier im konkret gelebten Alltag wie in einem Brennglas die Errungenschaften, aber auch die Herausforderungen und bleibenden Dysbalancen zwischen den Geschlechtern zeigen. Eine aktuelle österreichische Geschlechterstudie² hat belegt, dass die Menschen diesen Balanceakt subjektiv zwar recht gut schaffen, dass er aber in den Augen vieler als anstrengend wahrgenommen wird. So meinten Ende 2012 ca. 50% der Befragten, dass die modernen Geschlechterrollen anstrengender sind als die traditionellen, 60% glaubten, dass es heute mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, Erwerbsarbeit und Familienarbeit zu verbinden und 70 % beurteilten die Wirtschaft als nicht familienfreundlich. In Österreich ist die Reduzierung der Erwerbstätigkeit durch Frauen in der Kinderphase nach wie vor ein sehr häufig gewähltes Modell, um sich und dem familialen Umfeld in dieser Situation Entlastung zu schaffen – mit allen damit auch verbundenen negativen Konsequenzen wie Gender Pay Gap, Pension Pay Gap und drohender Altersarmut.³

Eines der zentralen, damit zusammenhängenden Ergebnisse der österreichischen Studie war, dass es hinsichtlich der Entwicklung der Geschlechterrollen in den vergangenen 10 Jahren zu einer partiellen Retraditionalisierung und zu einer Pragmatisierung der Geschlechterrollen gekommen ist. Zwar wird *Emanzipation* nach wie vor als gute und notwendige Entwicklung hoch geschätzt – von Frauen noch mehr als von Männern – doch hat der *Feminismus* inzwischen einen schlechten Ruf, zumal unter jungen Frauen: 41% der unter 29jährigen Frauen halten diesen für überholt.⁴ Die Wiener Philosophin

¹ <https://www.generali.at/generali-gruppe/werbung/aktuelle-werbung.html> (letzter Zugriff: 20.11.2014).

² Zulehner / Steinmair-Pösel 2014.

³ Vgl. Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt 2010, 127. Laut Statistik Austria ist die Teilzeitquote unter Frauen inzwischen weiter gestiegen und lag 2012 bei 44,9%. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/gender-statistik/erwerbstaetigkeit/index.html (letzter Zugriff: 12.09.2014).

⁴ Das ist unter allen Alterskohorten der bei den Frauen höchste Wert. Bei den Männern sind es mit 53% die 50-59jährigen, die den Feminismus am stärksten als outdated ansehen.

Herta Nagl-Docekal, die sich intensiv mit Feminismus und feministischer Philosophie beschäftigt hat, nennt als Gründe dafür u.a., dass der Feminismus von vielen als zu kämpferisch erlebt wurde und dass er für viele Frauen (und Männer) einen Identitätsdruck erzeugt hätte, der dem Wunsch nach freier, individueller Entfaltung entgegenstehe.⁵ Das ist es jedoch, was sich eine zunehmende Zahl von Frauen und Männern heute wünschen und für sich einfordern: *Choice* – also selbstbestimmt und weitgehend ohne äußere normative Vorgaben (weder von den Kirchen noch vom Feminismus oder einer anderen gesellschaftlichen Größe) wählen zu können, wie sie ihr Leben als Mann und Frau gestalten wollen. Das kann im einen Fall heißen: *double income-no kids* (DINK); im anderen die (phasenweise) Rückkehr zum Lebensmodell der (Ur-)Großmütter; oder aber alle im Spektrum dazwischen liegenden, denkbar möglichen Zwischenvariationen. Gesellschaftlich gefordert und eingeklagt wird dabei die Anerkennung und möglichst die Unterstützung für den jeweils gewählten Lebensentwurf.

Eine, die diese Anerkennung gerade im Blick auf jene Frauen einfordert, die sich für ein bewusstes und quasi „hauptamtliches“ Muttersein entscheiden, ist die deutsche Journalistin Birgit Kelle⁶, die mit ihren kämpferischen Thesen jüngst in manchen, gerade auch kirchennahen Kreisen hohe Popularitätswerte erzielt hat. Bei aller Kritik, mit der man ihren Thesen ebenso wie ihrem Argumentationsstil begegnen kann und muss, zeigt das „Phänomen Kelle“ doch auf, dass Menschen sich eines wünschen: In dem von ihnen jeweils gewählten Lebensmodell anerkannt und wertgeschätzt zu werden.⁷ Und diese Modelle sind heute – wie Prof. Wippermann eindrücklich ausgeführt hat und wie auch die österreichische Studie gezeigt hat – sehr verschieden: *Den jungen Mann / die junge Frau* gibt es nicht – vielmehr unterscheiden sie sich je nach Milieuzugehörigkeit und auch im Blick auf ihr Selbstverständnis als Mann und Frau. Zudem ist die Lebensphase zwischen 18 und 35 eine äußerst dichte, mit wechselnden Herausforderungen, fällt doch in diesen Lebensabschnitt auch der Beginn dessen, was in der Soziologie und Politik mittlerweile oft als „Rush-hour des Lebens“ bezeichnet wird: Berufs-Ein- und Aufstieg, Familiengründung, die Schaffung von Lebensraum.

Vor diesem Hintergrund kann es bei einer theologischen Kommentierung der soziologischen Daten nun nicht darum gehen, pragmatische Handlungsanleitungen und Rezepte zu geben. Um es mit dem Innsbrucker Pastoraltheologen Christian Bauer zu sagen: Was selbstbewusste Praktikerinnen und Praktiker am allerwenigsten brauchen können, sind „Ratschläge von akademischen Helden [oder Heldinnen, PSP] des Konjunktivs, die ihnen nach dem Motto ‚Wir könnten müssten, sollten ...‘ neunmalklug und bisweilen manchmal sogar ungefragt ins Handwerk pfuschen.“ Dementsprechend gilt: „Pastoraltheologie liefert keine pastoralen Kopiervorlagen, sondern vielmehr theologische Inspirationen zu Eigenem – zu eigenen Lösungen für den eigenen Kontext.“⁸ Nicht um pastorale Pragmatik soll es also im Folgenden gehen, sondern um Grundperspektiven und Grundorientierungen. Grundperspektiven jedoch, die auch nicht einfach auf scheinbar naturrechtlich zeitlos gültigen traditionellen Positionen verharren – und den Menschen im besten Fall als lebensfern, im schlimmsten als lebensfeindlich erschienen. Matthias Drobinski formulierte jüngst kritisch die diesbezügliche Gefahr kirchlich-theologischen Sprechens in Fragen von Beziehung, Ehe und Familie: „Es ist ein harmonisiertes Bild, fast wie eine dieser Weltkarten aus dem Mittelalter, auf denen die Erde eine Scheibe ist mit

⁵ Vgl. Nagl-Docekal 2012.

⁶ Kelle 2013.

⁷ Ralf Gaus hat diesbezüglich bereits beim letztjährigen Studientag unter Berufung auf die Arbeiten von Axel Honneth und Nancy Frazer zu Recht auf die Bedeutung der Anerkennung hingewiesen.

⁸ Bauer 2013, 15–16.

Jerusalem in der Mitte. Nur wussten schon damals die Seefahrer: Segeln kann man nicht danach. So ist es auch mit dem Bild der katholischen Kirche.“⁹

1. So können wir an dieser Stelle als erste These festhalten: Eine geschlechtersensible Pastoral wird nicht von harmonisierten Idealbildern ausgehen – weder von solchen konservativ-traditioneller noch feministisch moderner Provenienz – sondern wird ansetzen bei der vielfältigen und in stetigem Wandel befindlichen Lebenswirklichkeit der konkreten jungen Männer und Frauen.

Weder harmonisiert unbrauchbare Geschlechterlandkarten noch genderpastorale Kochrezepte also. Worum es vielmehr geht, formuliert treffend der Ausschreibungstext für den heutigen Studientag. Es ist die Frage: „Wie können wir die Weichen stellen, um die christliche Botschaft als Mehrwert jungen Frauen und jungen Männern anzubieten?“

Doch wie lautet eigentlich diese christliche Botschaft, die jungen Frauen und Männern zum Mehrwert in ihrem Leben wird? Johannes 10,10 bringt es auf folgende Kurzformel, die uns im weiteren Verlauf leiten soll: „*ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.*“ Leben in Fülle – dafür werden die Kirchen klar einstehen – ist nicht zu finden in einem Konsumrausch ohne Ende, der Kosten externalisiert und allenthalben Opfer produziert.¹⁰ Vielmehr geht es der christlichen Vision eines Lebens in Fülle darum, dass Leben aufkommt, nicht umkommt (P. M. Zulehner), dass Gerechtigkeit herrscht und alle Menschen, Frauen, Männer und Kinder, junge und alte, Zugang zu Lebenschancen haben. Menschen, junge Frauen und Männer (und wo vorhanden deren Kinder), sollen wachsen, blühen und reifen können – und das nicht in einer künstlich idealisierten Labor- oder Glashaussituation, sondern unter den ganz konkreten Umständen und Kontexten, in denen sie sich befinden, mit ihren je spezifischen Talenten und Potentialen, aber auch mit ihren Grenzen.

2. Eine geschlechtersensible Pastoral wird sich also ausrichten an der jesuanischen Zusage eines Lebens in Fülle. Es wird ihr darum gehen, Erfahrungsräume für jene Lebensfülle zu eröffnen, die nicht (nur) auf Strategien von Konsum, Erfolg und Selbstsicherung beruht, umfassendes menschliches Wachsen und Reifen und die Entfaltung der eigenen Potentiale ermöglicht.

Ich greife im Folgenden zwei theologische Perspektiven heraus, die einen Möglichkeitsraum dafür eröffnen und eine notwendige wechselseitige Ergänzung bilden: *schöpfungstheologisch-anthropologisch* ist es die Differenz in den Identitäten, *sozialethisch* die Gleichheit in der Frage der Gerechtigkeit.

2. Schöpfungstheologie: Differenz in den Identitäten

Was ist ein Mann? Was ist eine Frau? Unterscheiden sich Männer und Frauen – und wenn ja wie? Diese anthropologischen Fragen waren in den vergangenen Jahrzehnten Teil lebhafter geschlechterpolitischer Diskurse und bilden auch heute noch den impliziten Unterton aktueller Diskussionen, aber auch der uns täglich begegnenden Medienlandschaft. Sei es in der Auseinandersetzung über die Frauenquote¹¹ oder in jener über die „Not am Mann“¹² und wohl auch in unserer heutigen Frage nach einer geschlechtersensiblen Pastoral – immer schwingen im Hintergrund (meist unausgesprochene) Konzepte dessen mit, was ein Mann ist (und sein soll) und was eine Frau.

⁹ Drobinski 2014

¹⁰ Papst Franziskus hat an einer solchen Lebens- und Wirtschaftsweise, in der Menschen als Konsumgüter betrachtet, und aus der Gesellschaft Ausgeschlossene zu Müll, Abfall werden, scharfe Kritik geübt. Vgl. Franziskus 2014, 38.

¹¹ Vgl. Niejahr 2014

¹² Vgl. Bauer 2014

Diese (inneren und äußeren) Konzepte gilt es, sich bewusst zu machen – als Grundlage für eine bewusste und aktive Selbstpositionierung, für die Beurteilung geschlechterpolitischer Maßnahmen und eigener Handlungsstrategien.

Dabei kann es helfen, sich auch der jüngeren Entwicklung in diesem Diskurs zu vergewissern: Im Kontext der zweiten Frauenbewegung wurden als Antwort auf die Frage nach der Identität, nach Gleichheit und/oder Differenz zwischen Männern und Frauen seit den 1970er Jahren der Gleichheits- und der Differenzansatz entwickelt, wobei beide Ansätze Wurzeln weit zurück in die Geschichte haben. Notwendigerweise vereinfachend dargestellt: Der Gleichheitsansatz betont den universalen Anspruch der Menschenrechte, fordert die Aufhebung der geschlechtlichen Halbierung und verweist dazu auf die mensch(enrecht)liche Gleichheit zwischen Männern und Frauen. Differenzansätze sind demgegenüber vielfältiger – gemeinsam ist ihnen jedoch, dass sie einen ‚echten‘ Unterschied zwischen den Geschlechtern annehmen, „den es zu definieren, zu rekonstruieren, zu erhalten und produktiv zu gestalten gilt. Frauen sind in vielen Dingen anders und sollen daher auch anders behandelt werden.“¹³ Variationen gibt es hinsichtlich dessen, ob die Differenz material gefüllt wird (materialer Differenzansatz) oder nur als formale (inhaltlich unbestimmte) Differenz festgehalten wird. Während diese Ansätze lange Zeit als diametral entgegengesetzt verstanden wurden, ist in den letzten beiden Jahrzehnten verstärkt die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Vermittlung in den Fokus gerückt – auch deshalb, weil die Schwächen eines jeden Ansatzes, wird er für sich allein gesehen, erkannt worden sind.¹⁴

In der christlichen Sozialethik ebenso wie in der katholischen Soziallehre und auch in kirchlichen Lehrschreiben zur Geschlechterfrage¹⁵ herrschte lange Zeit „ein materialer Differenzansatz mit oder ohne Unterordnungsvorstellung vor“¹⁶. Das Unterordnungsmodell wurde zwar mit Beginn der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und vor allem *Pacem in terris* und den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils weitgehend durch einen egalitären Ansatz materialer Differenz ersetzt und die Umsetzung der gleichen Personwürde gefordert. Doch das zuvor dominierende essentialistische Verständnis der Geschlechtercharaktere und der damit korrespondierenden Geschlechterordnungen wirkt bis heute weiter.¹⁷ Schnabl spricht von einer lehramtlich vertretenen „egalitären komplementären Bipolaritätskonzeption mit materialen Zuordnungen vor allem auf der Seite weiblicher Lebensvorstellungen“¹⁸. Mit einem solchen, als absolut und überzeitlich gültig angesehenen Konzept im Gepäck und der wiederholt formulierten Abwertung des Genderdiskurses als „Genderideologie“ wird aber die katholische Kirche im aktuellen Geschlechterdiskurs nur mehr als „vorgestrig“ wahrgenommen – und sie hat damit auch angesichts der Lebenswirklichkeit vieler Menschen unserer Zeit ihre Sprachfähigkeit weitgehend eingebüßt: Frauen wollen nicht auf Mütterlichkeit und Fürsorglichkeit reduziert werden, (manche) Männer wollen nicht, dass ihnen Fürsorglichkeit ab- oder nur in geringerem Maße zugesprochen wird.¹⁹

¹³ Schnabl 2008, 76-87, hier: 80.

¹⁴ Vgl. Schnabl 2008, 86–87.

¹⁵ Vgl. zuletzt: Kongregation für die Glaubenslehre 2004.

¹⁶ Schnabl 2008, 87.

¹⁷ Vgl. Heimbach-Steins 2014, 285.

¹⁸ Schnabl 2008, 91.

¹⁹ Etwas mehr Vorsicht in dieser Hinsicht zeigt der Text der Glaubenskongregation: Zwar wird am bipolaren Konzept festgehalten, aber die materiale Bestimmung der Differenz wird flüder. Kongregation für die

In einem kürzlich erschienenen, kritischen und äußerst lesenswerten Beitrag hat die Münsteraner Sozialethikerin Marianne Heimbach-Steins aufgezeigt, dass eine solche kirchliche Selbstpositionierung jedoch nicht notwendig wäre. Heimbach-Steins zeichnet nach, wie sich historisch diese essentialistische Geschlechteranthropologie herausgebildet hat: Eine bestimmte Lesart von Gen 1-3 führte zur Betonung der Vorrangstellung des Mannes im Blick auf die Gottesbildlichkeit und zur negativen Vorrangstellung der Frau als Erstverführte und Verführerin des Mannes.²⁰ Ohne im Detail auf ihre Argumentation eingehen zu können, interessiert doch ihr Fazit:

„Je mehr diese Rahmenbedingungen bewusst werden, desto deutlicher tritt auch die Herausforderung zutage, theologisch nicht in den überkommenen Bahnen stecken zu bleiben, sondern in Korrelation zu den sich verändernden Kontextbedingungen auch das theologische Denken weiterzuentwickeln, die Bibel unter veränderten Vorzeichen aufs Neue zu befragen und die Erkenntnisse moderner Wissenschaft und Wissenschaftskritik auch für die Theologie fruchtbar zu machen.“²¹

Konkret heißt das für Heimbach-Steins, in den biblischen Texten, in denen es zu einer patriarchalen Überformung und Umwertung paradigmatischer Frauenbilder gekommen ist, die Subjekt-Potentiale wieder freizulegen. Es bedeutet des Weiteren, Vorsicht walten zu lassen gegenüber einer Essentialisierung biblischer Narrative über den Menschen: Geschichte und Kontext biblischer Erzählungen sind im Blick zu behalten, um biblische Narrative nicht als ontologische Aussagen über das Wesen von Mann und Frau misszuverstehen. Schließlich warnt sie vor biologisch, naturalistisch oder essentialistisch kurzschlüssigen Ableitungen moralischer Normen aus essentialistisch konstruierten Geschlechterbildern, die Menschen – vor allem Frauen – unter dem Verdikt, gegen die göttliche Ordnung zu verstoßen, auf bestimmte Rollenbilder (z.B. das Muttersein) festlegen.²²

3. Als notwendig erweist sich somit eine biblisch gut fundierte, zeitgemäße Schöpfungstheologie, welche die Erkenntnisse der Genderforschung ernst nimmt und mehr kennt als die Bipolarität eines komplementären, material bestimmten Differenzdenkens – bzw. dass diese auch im (amts-)kirchlich vorgetragenen Geschlechterverständnis wirksam wird.

Eine solche schöpfungstheologisch begründete theologische Anthropologie verhilft der Subjektivität des einzelnen Menschen in seiner / ihrer Gottesbildlichkeit zur Anerkennung – jenseits aller Rollenfestlegungen und Normierungen. Und sie entfaltet „ein Konzept relationaler Autonomie [...], das geschenkte Freiheit als Verantwortung denkt und Geschlechtlichkeit als konstitutives Moment (Medium) der Verwirklichung relational-autonomer Existenz expliziert“²³.

Die christliche Grundbotschaft vor und jenseits aller Geschlechterzuschreibungen lautet in diesem Sinn: *Du bist in der Form, wie Du Dich vorfindest, von Gott bedingungslos angenommen, getragen und geliebt – ob Du damit in gesellschaftliche Geschlechterklischees passt oder nicht. So, wie Du bist, bist Du Abbild Gottes – d.h. Du trägst das Göttliche in Dir, es will von Dir auf Deine ganz spezifische, nur Dir mögliche Weise entfaltet und sichtbar zu werden, und Deine Geschlechtlichkeit ist ein konstitutives Moment daran.* Das ist gerade in einer Zeit und Kultur nicht selbstverständlich, in der Menschen oft

Glaubenslehre 2004, z.B. 14. Erfreulich ist zudem, dass im Abschlussdokument zur Familiensynode 2014 der Begriff „Gender-Ideologie“ nicht mehr verwendet wird.

²⁰ Vgl. Heimbach-Steins 2014, 284–288.

²¹ Heimbach-Steins 2014, 287.

²² Vgl. Heimbach-Steins 2014, 287.

²³ Heimbach-Steins 2014, 287.

das Gefühl haben, nie (gut) genug zu sein und in der eine dauernde (Selbst-)Perfektionierung propagiert wird. Demgegenüber sagt die christliche Botschaft: *Hab keine Angst, mach etwas Gutes aus dem, was Dir mitgegeben ist – denn Du sollst Leben in Fülle haben.* Und Paul M. Zulehner betont in diesem Kontext, dass hier Ernst zu machen ist mit dem Schöpfungsvertrauen, das sagt: Es war sehr gut! – und das auch zu homosexuell liebenden Menschen.

Ich nenne das die *Differenz in den Identitäten*: Es gilt, Identität nicht von (dualen) Geschlechterkategorien her zu entwickeln, sondern sie schöpfungstheologisch in dieser viel größeren Bandbreite von der Berufung des einzelnen Menschen her zu verstehen. Als bleibend gültiges Anliegen des bisher lehramtlich vertretenen bipolaren Differenzdenkens kann festgehalten werden, dass jeder Mensch immer ein konkretes leib-seelisches Wesen ist, weshalb das Leibliche und damit auch geschlechtlich bedingte körperliche Differenzen nicht abgewertet oder marginalisiert werden dürfen. Gerade das inkarnatorische Denken wird vielmehr zu einer Hochschätzung und zur Würde des Materiellen und der Leiblichkeit führen. Und wo – auch durch die Leiblichkeit bedingt – sich Differenzen zeigen, dürfen diese nicht zu Benachteiligungen oder einer ungerechten Verteilung von Lebenschancen führen. Was uns zur zweiten theologischen Perspektive führt: jener der Sozialethik. Doch zuvor sei als These festgehalten:

4. Einer geschlechtersensitiven Pastoral wird es darum gehen, der Subjektivität jedes Menschen in seiner/ ihrer Gottesbildlichkeit zur Anerkennung zu verhelfen (= Differenz in den Identitäten) – jenseits aller Rollenfestlegungen und Normierungen: Sie wird deshalb Männer und Frauen dabei unterstützen, ein für sie (und ihr Umfeld, ihre Kinder etc.) stimmiges Lebensmodell zu finden. Der Dimension der Leiblichkeit wird sie gemäß der inkarnatorischen Dimension der christlichen Botschaft mit großer Wertschätzung begegnen.

3. Sozialethik: Gleichheit in der Gerechtigkeit

Die anthropologische Frage, ob es neben individuellen Differenzen in den Identitäten auch geschlechtsspezifische Differenzen gibt, ließ sich im akademischen und gesellschaftlichen Geschlechterdiskurs, in der Auseinandersetzung zwischen Gleichheits- und Differenzansätzen letztlich nicht beantworten. Die Diskussion hat sich totgelaufen, da erkannt wurde, dass „je ein Paradigma für sich allein genommen [...] nicht ausreicht, um das komplexe Problem angemessen strukturieren zu können“²⁴. Christa Schnabl plädiert deshalb – wie auch andere²⁵ – dafür, die Frage von der anthropologischen Ebene auf die Ebene der Sozialethik zu verlagern. Dazu sind Elemente aus beiden Ansätzen zu nehmen und diese systematisch zu einem mehrschichtigen Gerechtigkeitsverständnis zusammenzufügen.

Dieser Wechsel der Ebenen ist auch für eine geschlechtersensible Pastoral von Bedeutung, denn klar ist: Allein auf der individuell-anthropologischen Ebene zu bleiben, wäre naiv. (Junge) Frauen und Männer sind in ihrem Alltag einerseits konfrontiert mit ihrer jeweiligen biopsychischen Verfassung, andererseits mit komplexen gesellschaftlichen Realitäten (die kulturelle Deutungen von Geschlecht beinhalten) – und diese führen, wie wir wissen, bei allen gesellschaftlichen Bemühungen um und (Teil-)Erfolgen im Blick auf Gleichberechtigung nach wie vor nicht unbedingt zu gerechten Geschlechterverhältnissen.

²⁴ Schnabl 2008, 95.

²⁵ Vgl. Nagl-Docekal 1994, 38.

5. Eine geschlechtersensible Pastoral wird sich deshalb – neben der direkten pastoralen Arbeit mit (jungen) Männern und Frauen – auch gesellschaftspolitisch zu Wort melden. Sie wird sich in diesem Kontext differenziert die Frage nach strukturellen Rahmenbedingungen für ein gerechtes Zusammenleben stellen: Welche Strukturen braucht es, um für Frauen und Männer tatsächlich freien und gerechten Zugang zu den gesellschaftlichen Lebenschancen zu ermöglichen?

Im Sinne einer fundierten Selbstpositionierung können uns die Überlegungen von Christa Schnabl hier nochmals weiterführen: Bisher wurden das Gleichheits- und das Differenzparadigma antagonistisch verstanden. „Tendenziell führt dabei Gleichheit zur Verfestigung der geltenden, androzentrisch strukturierten Maßstäbe bei gleichzeitiger Verflachung von Unterschieden; Differenz zur Verfestigung meist hierarchisch geordneter Unterschiede und zur Essentialisierung von Differenz (im Rahmen von Identitätspolitik.“²⁶

Diesem Dilemma kann man jedoch entkommen, wenn berücksichtigt wird, auf welcher Ebene geschlechterpolitische Maßnahmen ansetzen. Christa Schnabl greift hier auf Überlegungen von Nancy Frazer zurück und unterscheidet zwischen *affirmativen* und *transformativen* Maßnahmen: Affirmative Maßnahmen zielen darauf, ungerechte Verhältnisse abzustellen, allerdings tasten sie den zugrunde liegenden Rahmen, der die ungerechten Verhältnisse hervorruft, nicht an. Transformative Maßnahmen hingegen beheben ungerechte Situationen,

„indem sie auch in die zugrunde liegenden Voraussetzungen und Strukturen, die diese Zustände hervorbringen, eingreifen. Während affirmative Maßnahmen an der Oberfläche bleiben, greifen transformative Maßnahmen in die mentalen, kulturellen und sozialen Tiefenschichten ein, um die den Verhältnissen zugrunde liegenden Voraussetzungen neu zu strukturieren.“²⁷

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass es letztlich weniger entscheidend ist, ob man von einem Differenz- oder Gleichheitsansatz ausgeht, sondern vor allem darauf ankommt, transformative Maßnahmen zu ergreifen. Im Blick auf die Verteilung von Erwerbs- und Fürsorgearbeit bedeutet das:

„Eine Verbesserung der Anerkennung weiblicher Fürsorgearbeit müsste so konzipiert werden, dass sie nicht gleichzeitig dazu führt, dass Frauen immer weniger am Erwerbsarbeitsmarkt partizipieren. Ebenso ist die Integration in die Erwerbsarbeit so zu gestalten, dass jeweils auch die Effekte für die Struktur der Fürsorgearbeit bedacht werden.“²⁸

Die Zielperspektive eines gerechten und guten Lebens für Frauen und Männer sowie Kinder und alte, kranke und pflegebedürftige Menschen²⁹ erfordert somit einen vielschichtigen Diskurs darüber, wie gleiche Freiheitsverwirklichung umgesetzt und wie angesichts bestehender Unterschiede (hinsichtlich Geschlecht, Herkunft, Lebensform, sozialer Zugehörigkeit etc.) Lebenschancen gerecht verteilt werden können. Dazu muss auch gefragt werden: „Welche Unterschiede führen zu einer notwendigen Ungleichbehandlung oder Ungleichverteilung im Namen der Gerechtigkeit?“³⁰ Die Zielperspektive eines gerechten und guten Lebens für Frauen und Männer erfordert somit sowohl Maßnahmen der

²⁶ Schnabl 2008, 96.

²⁷ Schnabl 2008, 95.

²⁸ Schnabl 2008, 98.

²⁹ Gerade die letzteren beiden Gruppen werden im Kontext der Geschlechterpolitik oft ausgeblendet mit der Gefahr, dass sie zu indirekten Opfern ebendieser Geschlechterpolitik werden.

³⁰ Schnabl 2008, 103.

Umverteilung als auch der Anerkennung – nur wenn diese Maßnahmen ineinandergreifen, ist „Gleichheit in der Gerechtigkeit“ möglich. Als letzte These kann damit formuliert werden:

6. Eine geschlechtersensible Pastoral wird sich am komplexen Diskurs über die Umsetzung gleicher Lebenschancen beteiligen, sie wird transformative Maßnahmen im Blick auf gerechte Teilhabechancen unterstützen und so zur Verwirklichung einer gerechten Verteilung von Lebenschancen beitragen.

Literatur

Bauer, Christian (2013): Christliche Zeitgenossenschaft? Pastoraltheologie in den Abenteuern der Spätmoderne. Antrittsvorlesung. Innsbruck. Online verfügbar unter <http://www.uibk.ac.at/praktheol/mitarbeiter/bauer/antrittsvorlesung.pdf>.

Bauer, Gernot (2014): Not am Mann. In: *profil* 45, 06.10.2014 (41), 18–22.

Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt (2010): Frauenbericht. Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008, Wien. Online verfügbar unter: https://www.bmbf.gv.at/frauen/publikationen/fb_2010_beginn_26065.pdf?4dz8a1.

Franziskus (2014): Die frohe Botschaft Jesu. Aufbruch zu einer neuen Kirche - Das apostolische Schreiben "Evangelii Gaudium - Freude am Evangelium" von Papst Franziskus. Leipzig: St. Benno.

Heimbach-Steins, Marianne (2014): "... nicht mehr Mann und Frau" (Gal 3,28). Geschlecht und Geschlechterverhältnisse - Provokation für Kirche und Theologie. In: Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.): "Als Mann und Frau schuf er sie". Religion und Geschlecht. Würzburg: Ergon-Verl (Religion und Politik, 7), 279–293.

Kelle, Birgit (2013): Dann mach doch die Bluse zu. Ein Aufschrei gegen den Gleichheitswahn. Aßlar: adeo-Verl.

Kongregation für die Glaubenslehre (2004): Schreiben an die Bischöfe der Katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt. Hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Online verfügbar unter http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20040731_collaboration_ge.html.

Drobinski, Matthias (2014): Das Oben und das Unten. In: *Süddeutsche Zeitung*, 19.10.2014. Online verfügbar unter <http://sz.de/1.2180439>.

Nagl-Docekal, Herta (1994): Was ist Feministische Philosophie? In: Herta Nagl-Docekal (Hg.): *Feministische Philosophie*. 2. Aufl. Wien u.a: Oldenbourg (Wiener Reihe, 4), 7–38.

Nagl-Docekal, Herta (2012): Feministische Philosophie im post-feministischen Kontext. In: Hilge Landweer, Catherine Newmark, Christine Kley und Simone Miller (Hg.): *Philosophie und die Potenziale der Gender Studies. Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie*. Bielefeld, 231–254.

Niejahr, Elisabeth (2014): Quote. Warum ausgerechnet wir? Konservative, Karrieristen und politisch korrekte Väter: Gegen die Frauenquote formiert sich eine Allianz ganz unterschiedlicher Feinde. Selbst Angela Merkel entdeckt auf einmal ihr Herz für die Männer. In: *Die Zeit*, 09.10.2014 (42), 21–23.

Schnabl, Christa (2008): Christliche Sozialethik und katholische Soziallehre zwischen Gleichheit und Differenz. In: Christian Spieß und Katja Winkler (Hg.): *Feministische Ethik und christliche*

Sozialethik. Berlin u.a: LIT-Verl (Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, 57), 73–107.

Zulehner, Paul M.; Steinmair-Pösel, Petra (2014): Gleichstellung in der Sackgasse? Frauen, Männer und die erschöpfte Familie von heute. Wien ; Graz ; Klagenfurt: Verl.-Gruppe Styria (Styria premium).